

URSULA
POZNANSKI

Das Signal

THRILLER

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**



Originalausgabe Februar 2026

© 2026 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München.

www.ava-international.de

Redaktion: Regine Weisbrod

Covergestaltung: KRISTIN PANG

Coverabbildung: KRISTIN PANG unter Verwendung
eines Motivs von Getty Images und Shutterstock.com

Stadtplan Wien von Peter Palm, Berlin;

Icon »Standort« im Stadtplan von Aqi49/Shutterstock.com

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-56812-5

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knauer.de

Kapitel 1

Ich weiß sofort, dass etwas fehlt.

Ich weiß es, lange bevor erstmals Schmerz einsetzt. Bevor das gleichmäßige Piepsen der Geräte und der Geruch von Desinfektionsmittel mich in Gedanken das Wort Krankenhaus formulieren lassen. Bevor eine verschwommene Gestalt in mein Sichtfeld tritt und »Oh, Sie sind wach« sagt.

Die Gestalt verschwindet; ich versuche, den Kopf zur Seite zu drehen, doch mir wird sofort schwindelig. Das Piepgeräusch beschleunigt sich. Ich schließe wieder die Augen.

Ich müsste wissen, was passiert ist, nicht wahr? Aber wenn ich mich an meine letzte Erinnerung herantaste, dann sehe ich nichts als ein Frühstück mit Adam. In der fertig renovierten Küche. Draußen, im ersten Morgenlicht, träge herabsegelnde Schneeflocken.

»Ich wünschte, ich müsste nicht ins Büro«, sagt Adam und greift nach meiner Hand. »Wird vielleicht spät werden, aber ich freue mich jetzt schon wieder auf dich. Ist dir eigentlich klar, wie viel Glück wir haben?«

Das mit dem Glück muss sich kürzlich geändert haben, aber ich kann beim besten Willen nicht sagen, wodurch. Ein Autounfall? Nein, fühlt sich falsch an.

So wie mein Körper. Etwas fehlt.

Langsam hebe ich den rechten Arm. Sehe die Infusionsnadel, die darin steckt, lasse ihn wieder sinken.

Der linke Arm gehorcht mir nicht sofort. Da lässt etwas wie Schmerz mich innehalten. Dumpf, wie durch zahlreiche Schichten Dämmwolle.

Er hat seinen Ursprung am Brustkorb, an der linken Seite. Ich schätze, es sind die Rippen. Hat ein Bus mich umgelenkt? Ein Lkw?

Ich würde mich gern aufsetzen, aber erstens weiß ich nicht, ob ich dazu imstande bin, zweitens sagt mir eine innere Stimme, dass das keine gute Idee wäre, weil ...

Schritte nähern sich. Eine schlanke Frau im weißen Kittel mit straff zurückgebundenem blondem Haar tritt neben mein Bett. Nickt mir zu. »Ich bin Dr. Kostka«, sagt sie. »Wie fühlen Sie sich?«

Mein Mund ist klebrig trocken. »Ich weiß nicht.«

Sie lächelt mit aufeinandergepressten Lippen. Zieht von irgendwoher einen Stuhl heran. »Es gibt etwas, das wir besprechen sollten.«

Ich merke, dass meine Augen zu brennen beginnen, denn jetzt, gleich, wird sich bestätigen, was ich ohnehin ahne, was ich mittlerweile auch bei jeder winzigen Bewegung spüren kann. Ein Gefühl zwischen Stechen und Ziehen, links. Kein echter Schmerz, was wohl an der klaren Flüssigkeit liegt, die durch einen Schlauch in meinen Arm läuft. Aber ausreichend stark, um mich wissen zu lassen, dass ich ohne die richtigen Drogen vermutlich schreien würde.

»Wir haben Sie fünf Stunden lang operiert«, sagt Dr. Kostka. »Und es tut mir sehr leid, dass es uns nicht gelungen ist, Ihr Bein zu retten. Das war bereits abzusehen, als Sie gebracht wurden, wir haben trotzdem unser Möglichstes versucht, aber ...« Sie schüttelt den Kopf. »Es hat sich schnell als aussichtslos erwiesen. Tut mir sehr leid.«

Sie hat nach meiner Hand gegriffen und hält sie fest in ihrer.

Ich horche dem Klang ihrer Worte nach. Warte auf den Schock, die Tränen, die Verzweiflung. Doch nichts davon stellt sich ein, im Gegenteil, einen Augenblick lang befürchte ich, ich könnte in Gelächter ausbrechen.

Das wird nicht so bleiben, dessen bin ich mir sicher. Das dumpfe Gefühl in meinem Kopf, das jeden meiner Gedanken in Watte packt, ist eine vorübergehende Gnade.

Einige Sekunden lang schweigen wir beide, dann drückt Dr. Kostka meine Hand etwas fester. »Sollen wir Ihren Mann infor-

mieren, dass Sie jetzt wach sind? Er war die halbe Nacht lang hier und hat gewartet, bis wir ihn nach Hause geschickt haben.«

Adam. Ich nicke, doch als Kostka die Hand fortziehen möchte, halte ich sie fest. »Kann ich es sehen?«

Merkliches Zögern. »Natürlich. Aber vielleicht wollen Sie damit noch ein bisschen warten, bis ...«

»Nein.« Ich will meine innere Taubheit nutzen. »Mir wäre es lieber jetzt. Sofort.«

»In Ordnung.« Mit der Fernbedienung, die über mir an dem trapezartigen Haltegriff hängt, hebt sie das Kopfteil des Betts ein Stück an. Dann steht sie auf und schlägt die Decke zurück.

Ich nehme den Anblick, der sich mir bietet, auf, als hätte er nichts mit mir zu tun. Warte wieder auf Schock und Entsetzen, aber meine Psyche hat dankenswerterweise beschlossen, die Dinge sachlich anzugehen. Bestandsaufnahme zu machen.

Rechts: ein Oberschenkel, ein Unterschenkel, ein Fuß mit tiefrot lackierten Nägeln. Da und dort lange, weiße Pflaster, die wohl Kratzer oder Schnitte abdecken.

Links: ein Oberschenkel. Genauer gesagt, zwei Drittel eines Oberschenkels. Straff umwickelt mit Bandagen, aus denen ein Schlauch Wundflüssigkeit abführt. Da, wo das Bein nun endet, sind die Verbände orangebraun verfärbt.

Betaisodona, wispert mein Gedächtnis mir zu, das diesen Begriff sofort parat hat. Im Gegensatz zu der Erinnerung an das Ereignis, das mich mein Bein gekostet hat.

»Wir mussten so hoch amputieren, weil sehr viel Schmutz ins Gewebe eingedrungen ist«, höre ich Kostka sagen. »Wir wollten das Infektionsrisiko so gering wie möglich halten.«

Schmutz. Ich starre auf den Stumpf, immer noch unfähig, etwas Angemessenes zu empfinden. Ich kann jetzt alle meine linken Schuhe wegwerfen, geht mir durch den Kopf, und wieder fürchte ich, dass ich gleich werde lachen müssen. Oder doch eher schreien.

»Was ...« Ich schlucke, beginne noch einmal von vorne. »Was ist passiert? Hatte ich einen Autounfall?«

Kostka setzt sich wieder neben mich, verzichtet diesmal aber darauf, nach meiner Hand zu greifen. »Sie erinnern sich an nichts?«

»Nein.«

Sie räuspert sich. »Die Details kann ich Ihnen leider auch nicht sagen, ich weiß nur, dass Sie in einem Keller waren, der eingestürzt ist. Ihr linkes Bein wurde von einem schweren Felsbrocken fast abgetrennt. Drei Rippen sind gebrochen, Sie haben eine mittelschwere Gehirnerschütterung. Der Rest sind Abschürfungen und Prellungen.«

Ein Bild blitzt in meiner Erinnerung auf und verschwindet wieder, aber es genügt, um mich einen ersten Zusammenhang begreifen zu lassen. Der Weinkeller. Dieses zweihundert Jahre alte Gewölbe, bestückt mit riesigen Holzfässern. Eine Steintreppe führt vom Garten aus in die Tiefe.

Es ist Adams Reich, er ist der Sammler teurer Jahrgänge und der Weinkeller einer der Gründe, warum wir uns für dieses Haus entschieden haben. Auch wenn von Anfang an klar gewesen ist, dass die Felsdecke besser abgestützt und so schnell wie möglich ein neues Gewölbe würde eingezogen werden müssen.

Doch so auffällig der Keller auch gewesen ist, er hatte vom ersten Moment an Adams Herz gewonnen. Drei Dutzend Flaschen hat er schon an dem Tag hingebracht, an dem wir unsere Unterschriften auf den Kaufvertrag gesetzt haben.

Ich war seit dem Einzug ins Haus nur selten dort. Aber, wie sich nun zeigt, einmal zu oft. Wie dumm von mir, wie unglaublich dumm.

»Ich denke, ich sollte jetzt Ihren Mann informieren«, sagt Kostka, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Er hat sich riesige Sorgen gemacht, er wird froh sein zu hören, dass Sie wach sind.«

Sie will aufstehen, aber ich halte sie am Arm zurück. »Hat er mich gefunden und herausgezogen?«

Die Falte über ihrer Nasenwurzel vertieft sich. »Soweit ich informiert bin, waren es die Nachbarn. Sie haben die Einsatzkräfte

verständlich; ohne das schwere Gerät der Feuerwehr zum Anheben des Felsens hätte man vor Ort amputieren müssen.«

Mein Magen hebt sich ein Stück. »Verstehe. Danke.«

»Ich rufe jetzt Ihren Mann an.« Kostka steht auf, geht an den anderen Intensivbetten vorbei auf die Tür zu. Lässt mich zurück mit dem Fiepen der Geräte und dem rhythmischen Fauchen der Beatmungsmaschine des Patienten rechts von mir.

Ohne Frage weiß Adam längst, dass mir ein Bein amputiert wurde. Wahrscheinlich hat er den Stumpf noch vor mir gesehen.

Ich will mir seine Reaktion auf diesen Anblick nicht vorstellen. Seine Bemühungen, sich nichts anmerken zu lassen und seinem Entsetzen den Anstrich von Sorge statt von Ekel zu geben.

Adam ist Perfektionist. Ästhet, wie er selbst sagt. Er kauft nicht einmal Äpfel, denen der Stängel fehlt. Weil die sich in der Obstschale nicht so gut machen.

Und nun hat er eine einbeinige Frau.

Kapitel 2

Er kommt zwei Stunden später in Begleitung eines Arztes, den ich zum ersten Mal sehe. Schlank, grauhaarig, ernst.

Adam haben sie in einen hellblauen Schutzkittel gesteckt, der ihn selbst wie einen Chirurgen wirken ließe, wäre da nicht die Bestürzung in seiner Miene.

»Liebling. Viola.« Seine Stimme schwankt, aber seine Hände sind fest und warm, als er sie um mein Gesicht legt und meine Stirn, meine Wangen mit Küssen bedeckt. »Wir werden das schaffen, gemeinsam«, höre ich ihn murmeln. »Mach dir keine Sorgen, ich kümmere mich um alles. Hauptsache, du lebst.«

»Ja.« Mehr fällt mir als Antwort nicht ein. Ich weiß nicht, ob mein Kopf bei dem Unfall etwas abbekommen hat, jedenfalls funktioniert das mit dem Denken höchstens halb so gut wie sonst. Liegt vielleicht auch an den Medikamenten, die durch mein System kreisen.

Der Arzt stellt sich mir als Dr. Willmuth vor und erklärt, er werde uns alle Fragen beantworten. Womit er sofort beginnt, ungeachtet der Tatsache, dass niemand etwas gefragt hat. »Als Sie eingeliefert wurden, lag bereits eine subtotale traumatische Amputation vor«, erklärt er. »Das heißt, Ihr Bein war so gut wie abgetrennt – Knochen, Weichteile und Blutgefäße in einer Weise in Mitleidenschaft gezogen, dass wir keine Chance auf ein gutes OP-Ergebnis gehabt hätten.«

In Mitleidenschaft gezogen ist eine freundliche Umschreibung von zerfetzt, zerquetscht, zertrümmert. Das ist mir klar, auch wenn Willmuth es natürlich niemals so formulieren würde.

»Der Verlust eines Körperteils ist immer ein Schock«, fährt er fort, »aber ich verspreche Ihnen, Sie werden ein ganz normales, eigenständiges Leben führen können. Die Eingewöhnungsphase ist zugegeben nicht einfach, aber danach wird es für Sie kaum Einschränkungen geben.«

»Das ist gut zu wissen«, sage ich. Es klingt matt. Ich wünschte, Willmuth würde wieder gehen, bevor er noch auf die Idee kommt, die Decke zurückzuschlagen und den Stumpf für weitere Erklärungen freizulegen. Zwecks besserer Anschauung.

Während Adam meine rechte Hand hält, umklammere ich mit der linken den Rand der Decke, um genau das zu verhindern. Willmuth beginnt, über großartige neue Entwicklungen in der Prothetik zu sprechen, über Carbon und über elektrische Kniegelenke, die sich per USB-Kabel aufladen lassen. Nachts, gleich neben der Smartwatch.

Irgendwann fällt dabei das Wort Stumpfformung, und ich spüre, wie Adam zusammenzuckt. Leicht nur, er überspielt es mit einem Hüsteln, aber ich kenne ihn zu gut, um nicht zu wissen, was in ihm vorgeht.

Prothesen, Beinstümpfe und Behindertenausweise passen nicht in die Welt, die er sich aufgebaut hat. Die Basis unserer Ehe, das habe ich mir vor einiger Zeit eingestanden, war die Tatsache, dass ich das Bild, das er sich von seinem Leben macht, perfekt abrunde. Optisch ansprechend im Alltag, umwerfend, wenn ich genug Aufwand betreibe. Hilfreich in allen Belangen, wenn es darauf ankommt, sogar in finanziellen. Chronisch gut gelaunt und humorvoll, aber ohne ihm die Show zu stehlen. Erfolgreich, doch nicht so sehr, dass Gefahr bestünde, ich könnte ihn beruflich überflügeln.

Dieses Bild hat jetzt nicht nur einen tiefen Riss bekommen, sondern auch einen neuen Titel: Adam und Viola, gemeinsam nur drei Beine. Untertitel: Niemand wird uns mehr beneiden, wofür also das Ganze?

Ich wende mich ihm zu, sehe echte Traurigkeit in seinem Gesicht und möchte jetzt zum ersten Mal weinen. Vielleicht tue ich ihm unrecht, und mein Unfall wird das Beste aus ihm herausholen, eine Fürsorglichkeit, über die er unzweifelhaft verfügt. Wird unserer Beziehung neue Tiefe verleihen, in der kein Platz bleibt für Oberflächlichkeiten.

Das ist möglich. Wahrscheinlicher ist allerdings, dass es nicht

lange dauern wird, bis Adam sich und mir die Frage stellt, wie viel von dem, was passiert ist, meine eigene Schuld war. Ob ich mich nicht vorsichtiger, klüger, vernünftiger hätte verhalten können. Worauf die Antwort natürlich Ja lauten muss.

Dann wird das Blatt sich langsam, ganz langsam wenden, und er wird mir tröpfchenweise zu verstehen geben, welche unschönen Konsequenzen mein Mangel an Umsicht auch für ihn hat.

Und dann, irgendwann, wird er gehen. Sobald er das Gefühl hat, dass Freunde, Familie und Öffentlichkeit ihm Verständnis dafür entgegenbringen. Und ich werde nichts dagegen tun können.

Ich schätze, bis zu diesem Punkt werden noch ein oder zwei Jahre vergehen. Im Moment ist Adams schönes Raubtiergesicht mit den dunklen Brauen und der etwas zu großen Nase erfüllt von Mitgefühl. Ich bin überzeugt davon, dass es echt ist.

Ich weiß nur nicht genau, wem von uns beiden es gilt.

Am nächsten Morgen werde ich auf die Normalstation verlegt. Kein EKG-Monitor mehr, keine Maschinengeräusche. Stattdessen Einzelzimmer mit Blick auf einen kahlen Baum und einen dunkelgrauen Winterhimmel. Auf dem Tisch, an den ich mich nicht setzen kann, beherbergt eine viel zu kleine Krankenhausvase den riesigen Blumenstrauß, den Adam geschickt hat.

Ich liege in einem Privatzimmer, hier sind die Besuchszeiten flexibel, aber ich bin noch nicht bereit für Freunde, und Verwandtschaft gibt es ohnehin kaum. Ich denke, die meisten sind erst mal ganz froh, Blumen, Schokolade und aufmunternde Karten schicken zu können, statt persönlich antreten zu müssen.

»Noch keine Besuche – ganz, wie du willst. Ich kümmere mich darum«, sagt Adam – diese vier Worte sind sein neues Motto; er wendet sie auf alles an. Gehhilfen, Physiotherapie, Kommunikation mit der Außenwelt. »Ich habe eine WhatsApp-Gruppe eingerichtet, über die halte ich alle unsere Freunde auf dem Laufenden.«

»Oh. Was schreibst du dort?«

»Möchtest du mitlesen?« Er zieht eine Schachtel aus der Tasche und legt sie mir auf den Bauch.

Ein neues Smartphone. »Deines hat den Einsturz leider genauso wenig überlebt wie ...« Er bremst sich. Sieht schuldbewusst zur Seite.

»Wie mein Bein«, vollende ich seinen Satz. »Du kannst es ruhig sagen, ohne ein bisschen Humor werden wir das nicht schaffen.«

Er greift nach meiner Hand. »Du bist wundervoll, mein Schatz. So tapfer, so unglaublich stark.«

Und hier ist es, das Wort, mit dem er den ersten Stein für einen möglichen Weg aus unserer Ehe legt. Stark. Es ist so wichtig, dass ich das bin und bleibe. Denn eine schwache Frau könnte er nicht mit gutem Gefühl verlassen.

Das Handy ist das aktuelle Modell seiner Marke, um eine neue SIM-Card mit meiner alten Nummer hat Adam sich auch schon gekümmert. Während es sich über die Cloud synchronisiert, erzählt er von dem Interview, das er heute noch mit einem britischen Wirtschaftsexperten führen wird. Fürs Fernsehen. »Kann sein, dass ich es danach nicht schaffen werde, vorbeizukommen«, sagt er. »Aber Romy würde dich gerne besuchen. Sie bombardiert mich mit Nachrichten und wartet nur auf deine Erlaubnis, hier auftauchen zu dürfen.«

»Jetzt schon?« Ich blicke unschlüssig hinaus auf den kahlen Baum. »Ich weiß nicht.«

Romy ist meine beste Freundin, und sie teilt sich diese Rolle mit Marit. Wir sind ein eingeschworenes Dreiergespann, seitdem wir, damals alle Anfang zwanzig, im Bluebell gearbeitet haben, einer todschicken Innenstadt-Bar.

Wenn Romy einen Raum betritt, hat man das Gefühl, alle anderen Anwesenden verkümmern zu Schatten an den Wänden. Nicht nur aufgrund ihres Aussehens – sie ist sehr hübsch, aber optisch kann sie Marit nicht das Wasser reichen –, sondern weil sie eine atemberaubende Lebendigkeit und Lebensfreude ausstrahlt.

Derzeit brauche ich aber noch jedes bisschen Atem, um von einem Moment zum nächsten zu kommen. Ich weiß, dass irgendwo am Horizont der Zusammenbruch auf mich wartet, ein Augenblick völliger Schwärze, den ich bisher erfolgreich umschiffte habe.

Romy und Marit würde ich lieber erst dann sehen, wenn ich leer geheult bin und meine ganze Wut ins Kopfkissen geschrien habe.

»Fertig!«, verkündet Adam. »Das Handy sollte jetzt auf dem Stand deines alten sein. Möchtest du, dass ich dich in die WhatsApp-Gruppe hole?«

Nach kurzem Überlegen schüttle ich den Kopf. »Nein. Noch nicht. Ich sage dir, wenn ich so weit bin.«

»Klar, wie du möchtest, mein Herz.« Er streicht mir übers Gesicht, beugt sich dann zu mir und drückt mir einen sanften Kuss auf die Lippen. »Ich liebe dich. Und bin so stolz auf dich und deine Haltung. Wäre ich an deiner Stelle, ich wäre nichts weiter als ein heulendes Bündel Elend.«

»Kommt vielleicht noch.«

Adam lächelt. »Kann ich mir nicht vorstellen. Du bist der stärkste Mensch, den ich kenne.«

Die Frage, was ich da unten gewollt habe, kommt an diesem Tag zum ersten Mal auf; leider kann ich sie nicht zufriedenstellend beantworten. Liegt wahrscheinlich an der Gehirnerschütterung, sagt Dr. Kostka.

»Etwas reparieren?«, schlägt Adam vor. »Aber so unvernünftig bist du sonst nicht. Wir waren uns einig, dass da Fachleute ranmüssen, nicht wahr?«

»Natürlich.« Wie kommt er auf Reparieren? »Ich weiß es einfach nicht. Wein holen vielleicht?«

Wir finden keine Erklärung. Zwanzig Minuten später geht er, aber nicht, ohne mir mehrmals eingeschärft zu haben, ihm per Textnachricht alles, wirklich alles aufzutragen, was er erledigen und beim nächsten Mal mitbringen soll.

Ich verspreche es. Warte, bis er aus der Tür ist, und greife nach dem neuen Handy.

Die beste Ablenkung für den Moment, auch wenn das Einrichten der Gesichtserkennung ernüchternd ist. Das Display zeigt mir graue Haut und stumpf-strähniges, karamellfarbenes Haar. Eine Schramme an der Stirn über geröteten Augen.

WhatsApp vermeldet siebenunddreißig neue Nachrichten; denen werde ich mich später widmen. Jetzt möchte ich einfach nur ein wenig durch die sozialen Medien scrollen. Einen Blick in die bunten Leben der anderen werfen, nachdem mein eigenes eine so miese Wendung genommen hat.

Schlechte Idee, denn das erste Posting, das mir auf Instagram angezeigt wird, stammt von Adam. Es ist zwei Tage alt und ein Schwarz-Weiß-Selfie; das Smartphone spiegelt sich in seiner Sonnenbrille.

Mit großem Bedauern muss ich meinen Auftritt in der heutigen TV-Diskussion bei »Kontroverse« aus familiären Gründen absagen. Tut mir wirklich leid!

Von seinen neunundzwanzigtausend Followern haben dreihundertsieben einen Kommentar hinterlassen. Manche ein schwarzes Herz oder gute Wünsche. Andere waren weniger zurückhaltend.

Bin ich ein schlechter Mensch, wenn ich hoffe, dass es um seine Frau geht und er bald wieder Single ist?, schreibt Manu2394 und fügt den Hashtag #makestatisticssexyagain an.

Sie erntet ein paar Lach-Emojis, hauptsächlich aber geheuchelte Empörung.

Der heißeste Kerl seit Erfindung des Balkendiagramms, schreibt Wondermouse44, gefolgt von drei roten Herzen.

Ich, der familiäre Grund, scrolle in Adams Feed ein Stück nach unten. In der nächsten Zeile: ein Foto des Weinkellers.

Das Smartphone in meiner Hand zittert leicht. Ich ziehe das Bild mit zwei Fingern größer. Suche die Felsendecke nach dem Brocken ab, der mich nur wenige Tage später unter sich begraben hat.

Lebenslanger Traum: Ein eigener Weinkeller!, hat Adam zu dem Bild geschrieben und in den Hashtags über zehn unterschiedliche Rebsorten aufgeführt, von Chardonnay bis Sauvignon.

Je länger ich auf das Foto starre, desto unbehaglicher fühle ich mich. Als würde etwas damit nicht stimmen. Als würde hinter den dunklen Eichenfässern etwas lauern, das jederzeit herausbrechen könnte.

Ich scrolle weiter, schnell, bis ich an einem Foto hängen bleibe, das mich an Adams Seite zeigt.

Es wurde auf dem roten Teppich beim Fernsehpreis aufgenommen. Ich trage ein enges, weiß-goldenes Kleid, dessen Saum genau da aufhört, wo nun mein linkes Bein es tut.

Nie wieder ist ein Scheißgefühl. Ich knalle das Smartphone auf den Nachttisch und versuche, mich auf die rechte Seite zu drehen. Keine Chance; ich müsste mich mit beiden Händen an der Bettkante festhalten und mich in Seitenlage ziehen, doch das machen die gebrochenen Rippen nicht mit.

Ich bleibe also wie ein Käfer auf dem Rücken liegen und starre an die Decke. Make statistics sexy again. Okay, mal sehen.

Von 100 Prozent Viola sind, grob geschätzt, noch 87 Prozent übrig. Das Haus, das wir vor drei Monaten gekauft haben, ist zu 65 Prozent renoviert. Meine Ehe hat eine Überlebenschance von höchstens 15 Prozent, und mein Lebenswille ist dabei, unter die 30-Prozent-Marke zu sinken.

Ich schlage die Decke zurück. Betrachte den bandagierten Stumpf, zwingen mich, den Blick nicht abzuwenden.

Und kann endlich losheulen.

Kapitel 3

Es dauert ungefähr eine Viertelstunde, danach ist mein Kopf dumpf und meine Nase so angeschwollen, dass ich keine Luft mehr bekomme. Der Pfleger, der mit dem Abendessen zur Tür hereinkommt, reicht mir ein Papiertaschentuch. »Ich würde gern auch gleich Blutdruck und Temperatur messen«, sagt er.

Ich zucke mit den Schultern. Lasse ihn feststellen, dass die Temperatur okay, der Blutdruck niedrig ist, und hoffe, dass er schnellstmöglich wieder geht. Doch er bleibt neben dem Bett stehen, blickt ernst auf mich herab. »War schon die Psychologin bei Ihnen?«

Auch das noch. »Nein.«

»Verstehe. Ich sehe mal zu, ob man das irgendwie beschleunigen kann.« Er wendet sich zum Gehen, bleibt aber in der Tür noch einmal stehen. »Wir hatten vor zwei Jahren eine Patientin, Mitte zwanzig, die ebenfalls oberhalb des Knies amputiert wurde. Sie hat dieses Jahr ein Tanzturnier gewonnen.« Er lächelt sanft, als hätte er mir eben etwas ganz Wunderbares offenbart.

»Ich will nicht tanzen«, sage ich. Es klingt schroff. »Was ich will, ist diesen Blasenkatheter loswerden und alleine aufs Klo gehen.«

Er verbirgt die Enttäuschung über meine Reaktion hinter professionellem Nicken. »Der Katheter kommt morgen raus, soweit ich weiß. Das mit dem Gehen wird noch ein wenig dauern, aber wir stellen Ihnen einen Rollstuhl zur Verfügung.« Damit schließt er die Tür hinter sich.

Wieder alleine, stelle ich fest, dass mein Heulkampf nicht ohne Folgen geblieben ist. Der Schmerz in meinem Körper ist wie ein wütender Hund mit gefletschten Zähnen, der hinter einem Zaun aus Betäubungsmitteln knurrt und bellt. Nun haben sich an der linken Seite meines Brustkorbs ein paar der Zaunlatten gelockert, und der Hund beginnt, nach mir zu schnappen. Ich atme flacher. Greife wieder nach dem Handy und öffne WhatsApp.

Als Allererstes gehe ich in die Einstellungen und deaktiviere Zeitstempel und Lesebestätigungen. Ich will nicht online erwischt und in einen Dialog hineingezogen werden, aber ich möchte mir einen Überblick verschaffen.

Dreiundvierzig neue Nachrichten haben sich angesammelt. Ich unterdrücke den Impuls, sie alle zu löschen. Versuche, mich über so viele gute Wünsche zu freuen.

Was mir zumindest bei Winnie auch gelingt. Sie schreibt unverblümt wie immer, aber fürsorglich. Ganz die große Schwester.

Adam sagt, du bist wach und wirst alles gut überstehen. Was für eine Riesenscheiße das ist. Wenn du mich brauchst, lasse ich alles andere stehen und liegen und komme, okay? Eva schickt dir Küsschen und tausend Genesungswünsche, soll ich ausrichten. Ich habe eine solche Wut auf diese baufällige Dreckshütte, ich würde sie am liebsten sprengen. Melde dich, wenn du kannst, okay? Kurzes Lebenszeichen reicht.

Dahinter hat sie eine Reihe von Kuss-Emojis gesetzt.

Winnie möchte ich nicht länger als nötig warten lassen.

Riesenscheiße, du sagst es. Linkes Bein ist ab, die gebrochenen Rippen tun aber mehr weh. Sollte man nicht glauben. Stimmung ist im Keller, haha. Aber du musst dich jetzt nicht extra in den Flieger setzen, komm lieber erst, wenn ich wieder zu Hause bin. Drück Eva von mir, ich melde mich wieder. Drei Kuss-Emojis

Vielleicht war ich voreilig, denke ich, nachdem ich die Nachricht abgeschickt habe. Winnie hier zu haben, würde so vieles besser machen, weil sie gar nicht auf die Idee käme, mich zu behandeln wie ein rohes Ei. Bein ist ab? Ja, großer Mist, wächst leider nicht wieder nach, aber hey, gibt es nicht längst schicke vergoldete Prothesen?

Ich stelle mir ihr Gesicht dabei vor, wie sie das oder etwas Ähnliches sagt, und spüre, wie meine Mundwinkel sich ganz von selbst heben.

Dann arbeite mich durch die weiteren Nachrichten, lese chronologisch eine nach der anderen. Die meisten schicken Gute-Bes-

serungs-GIFs, Klischeesprüche, unbeholfene Mutmach-Parolen. Nichts davon Winnie-artig. Eher Dinge, die ich selbst schreiben würde, wenn jemand aus meinem Freundeskreis betroffen wäre.

Bei Marits Nachricht halte ich inne. Sie ist ungewöhnlich kurz: dreimal dasselbe Emoji, das Herz mit dem Wundverband. Sonst nichts, kein Wort.

Ehrlicherweise bin ich überrascht. Das sieht ihr nicht ähnlich. Mein Blick fällt auf den Text darüber, der die Marit-übliche Länge hat. Er stammt vom Tag meines Unfalls, kurz nach Mittag. Als ich noch beide Beine hatte.

Vio, ich muss mit dir reden. Aber nicht am Telefon, können wir uns treffen, irgendwo in Ruhe? Ich kann auch gerne zu dir kommen, wenn du das willst. Kuss, Marit

Offensichtlich habe ich ihr darauf nicht geantwortet. Warum eigentlich nicht? Ach, richtig. Weil ich davon ausgegangen bin, dass es um ihren Laden geht, der tief in den roten Zahlen steckt. Ich habe ihr schon einmal ausgeholfen, was ihr spürbar unangenehm war, und wollte mir diesmal eine elegante Art überlegen, ihr von mir aus Hilfe anzubieten. Wollte es ihr ersparen, mich ein zweites Mal fragen zu müssen, was sie in Anbetracht dessen, was mir zugestoßen ist, nun ganz sicher nicht mehr tun wird.

Dabei könnte sie. Geld ist derzeit mein geringstes Problem, aber das schätzt sie vermutlich anders ein. Liegt es daran? Schickt sie deshalb nur diese nichtssagenden Herzchen?

Romy dagegen hat sieben Nachrichten geschickt, eine länger als die andere. Dass sie vor Sorge nicht schlafen kann, dass sie mich so schnell wie möglich sehen will, dass sie immer für mich da ist.

Unter die Genesungswünsche mischen sich auch Wortmeldungen zweier Kundinnen. Einer Zahnärztin, die fragt, wann der Kostenvoranschlag für die Umgestaltung ihres Wartezimmers fertig sein wird, und einer Kosmetikerin, die sich neue Farbvorschläge für die Behandlungsräume wünscht.

Beide wissen vermutlich nichts von meinem Unfall, woher auch. Dazu, sie aufzuklären, fühle ich mich noch nicht imstande.

Lieber öffne ich die Nachricht von Adam, die er mir offenbar am Morgen geschickt hat. Als mein neues Telefon noch gar nicht in Betrieb war.

Was ich sehe, verblüfft mich.

Adam Decker hat seinen Standort mit Ihnen geteilt.

Das ist neu. Das hat er bisher noch nie getan. Ebenso wenig wie ich, wir gehören nicht zu den Paaren, die den jeweils anderen auf Schritt und Tritt überwachen müssen.

Ich tippe auf die Karte, offenbar ist Adam gerade einkaufen. Das kreisrunde Bild mit seinem Gesicht taucht auf einer der größten Shoppingmeilen der Stadt auf.

Ich zoome ein Stück näher heran, bis der Name des Ladens sichtbar wird. Schließe kurz die Augen.

Sanitätshaus Faber. Medizinische Hilfsmittel, Rehathechnik.

So dankbar ich bin, dass Adam seinen Worten Taten folgen lässt und sich wie versprochen um alles kümmert, so ernüchternd ist es auch. Ab sofort bin ich keine Frau mehr, der man Dessous oder Schmuck schenkt, sondern eine, für die man Krücken und Bettpfannen kauft.

Die Tür springt auf, eine junge Ärztin kommt herein. Weißes T-Shirt, enge weiße Jeans.

Ich kann nicht anders, ich muss auf ihre Beine starren. Als könnte ich ihr eines weghypnotisieren und mir selbst anschrauben. Seit heute Morgen bemerke ich einen unschönen Zug an mir: den Wunsch, dass möglichst viele Menschen mein Schicksal teilen sollen. Dass das Leben mit einem Bein zur neuen Norm wird. Dass Zweibeinige die Ausnahme bilden.

Das, und Neid – ein Gefühl, mit dem ich bisher kaum zu tun hatte. Jetzt füllt es mich bis obenhin aus, jedes Mal, wenn jemand ganz selbstverständlich hereinspaziert kommt.

»Frau Decker.« Die Ärztin steht neben dem Bett, blickt aus großen, dunklen Augen zu mir herab. »Haben Sie Schmerzen?«

»Geht so.« Ich zwingt mich, ihr ins Gesicht und nicht auf die Beine zu schauen.

»Ich kann Ihnen noch etwas geben, damit Sie besser schlafen«, sagt sie und macht sich eine Notiz in ihre Aufzeichnungen. »Morgen werden wir damit beginnen, Sie zu mobilisieren. In Ihrem Alter geht das schnell. Sie werden sehen, bis zu Ihrer Entlassung sieht die Sache schon wieder ganz anders aus.«

Ich höre diese Phrase entschieden zu oft. »Schlaftabletten wären toll, danke.«

»In den nächsten Tagen fangen wir auch mit der Spiegeltherapie an. Damit wir den Phantomschmerzen zuvorkommen.«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie spricht. Spiegeltherapie – heißt das, ich soll mich vor einen Spiegel setzen, damit ich lerne, meinen Anblick zu ertragen?

Sie beugt sich über mich, dreht am Regler meiner Infusion. »Es läuft wirklich sehr gut. Sie zeigen keinerlei Anzeichen einer Infektion, trotz der stark verunreinigten Wunde. Und«, fügt sie nach einem Blick in mein Gesicht an, »ich sehe zu, dass unsere Psychologin Sie bald besucht.«

Ich nicke nur, damit sie schnell wieder geht. Als ich endlich allein bin, überlege ich, den Mini-Fernseher einzuschalten, der über meinem Bett hängt, entscheide mich dann aber doch für einen weiteren Blick auf mein Handy.

Als Erstes reaktiviere ich auf WhatsApp die Funktionen für Zeitstempel und Lesebestätigungen. Es ist ein Lebenszeichen an meine Umgebung und fühlt sich an wie ein Schritt zurück in die normale Welt. Als Nächstes werfe ich einen Blick auf Adams Standort.

Er hat den Sanitätsladen verlassen und sitzt jetzt, wie es scheint, im Mangia e Ridi, der Osteria, die wir schon seit Monaten ausprobieren wollen. Was er nun allem Anschein nach alleine tut. Und wenn nicht alleine, dann jedenfalls nicht mit mir.

Guten Appetit, tippe ich. Dann liege ich da und starre auf das Handy-Display, bis die Häkchen unter der Nachricht blau werden. Er hat sie also gelesen.

Danke!, schreibt er nach etwa einer halben Minute zurück. Dann

hast du also gesehen, dass ich meinen Standort für dich freigegeben habe? Ich habe gehofft, es gibt dir das Gefühl, dass wir uns nahe sind, auch wenn ich gerade anderswo sein muss.

Mir klingen noch seine Worte vom Nachmittag in den Ohren. Dass er es vermutlich nicht schaffen wird, diesen Abend wieder zu mir ins Krankenhaus zu kommen. Sollte er nicht gerade einen britischen Businessmann interviewen?

Drei hüpfende Pünktchen zeigen an, dass er noch einen Nachsatz schreibt.

Ich teste das Mangia e Ridi schon einmal vor! Wenn es hält, was es verspricht, feiern wir hier deine Entlassung, mein Schatz.

Du testest ganz alleine?, bin ich versucht nachzuhaken, aber das wäre erbärmlich.

Ich verzichte auf die Schlaftablette und lasse Adams Standort den restlichen Abend über nicht mehr aus den Augen. Habe das Handy immer wieder im Blick, während ich gleichzeitig eine mittelprächtige Komödie auf meinem sogenannten Fernseher verfolge.

Um 22.32 Uhr ist er noch in der Osteria, um 22.41 nicht mehr, da befindet er sich mitten auf einer dreispurigen Kreuzung. Um 23.27 ist er zu Hause, und das ist der Zeitpunkt, zu dem ich das Licht über meinem Bett ausknipse.

Kapitel 4

Der Höhepunkt des nächsten Morgens besteht darin, dass mir nach der ärztlichen Visite endlich der Blasenkatheter gezogen wird. Kurz darauf schiebt ein Pfleger mit Tigertattoo am Hals einen Rollstuhl ins Zimmer. »Wenn Sie möchten, bringe ich Sie zur Toilette.«

Ich möchte, auch wenn der Ablauf sich komplizierter gestaltet, als ich es mir vorgestellt habe. Infusion abhängen. Sich erst in den Rollstuhl und dann auf die Kloschüssel hieven lassen.

»Sobald die Rippen verheilt sind, bekommen Sie das ganz alleine hin«, tröstet mich Tiger und schließt die Tür zum Badezimmer. »Ich warte hier draußen.«

Er beginnt, eine missglückte Version von *We Are the Champions* zu pfeifen, was ich als Akt echter Rücksichtnahme empfinde. Trotzdem versuche ich, jegliche Geräuscentwicklung zu vermeiden.

Kurz nachdem ich die Spülung gedrückt habe, höre ich ihn gegen die Tür klopfen. »Kann ich reinkommen?«

Er bringt mich zurück ins Bett, hängt den Tropf wieder an und geht. Ich greife nach meinem Handy.

Adam ist im Büro. Er hat mir heute Morgen nach dem Aufwachen schon geschrieben und jetzt, vor fünf Minuten, ein zweites Mal.

Wie läuft dein Tag bisher, mein Herz? Ich denke die ganze Zeit an dich. Spätestens um vier bin ich bei dir!

Hey, würde ich gerne schreiben, mein Tag läuft toll! Gerade war ich zum ersten Mal wieder auf dem Klo, ein echter Meilenstein!

Aber Adam hat nichts übrig für Galgenhumor, deshalb beschränke ich mich auf einen harmlosen Lagebericht. Einen, der ihm die Lust auf den Besuch am Nachmittag nicht allzu sehr verdirbt.

Ich habe das Handy kaum weggelegt, als Tigertattoo noch einmal hereinkommt. »Die Polizei ist hier«, sagt er. »Sie hätten ein paar Fragen, kann ich sie hereinlassen?«

Ich nicke, überrascht darüber, wie wenig ich damit gerechnet habe. Aber klar, der Unfall ist nicht nur ein Fall für die Chirurgie, sondern könnte theoretisch ein Kriminalfall sein. Dumm nur, dass man instabile Felsdecken nicht verklagen kann.

Es sind zwei Beamtinnen, die das Zimmer betreten. Mir zuerst gute Besserung wünschen, dann stellt sich eine ans Fußende des Betts, während die zweite, ältere, sich zu mir setzt. »Wir möchten Sie nicht lange stören«, beginnt sie. »Aber wir müssen Ihre Aussage zu Protokoll nehmen.«

»Meine Aussage?«

»Ja, Ihre Schilderung der Geschehnisse.«

»Das wird ein kurzes Protokoll«, sage ich. »Ich erinnere mich nämlich an fast gar nichts. Ich weiß nicht einmal mehr, warum ich in den Keller wollte.«

»Haben Sie vielleicht ein Geräusch gehört?«, versucht es die jüngere Polizistin. »Hat es einen Eindringling gegeben?«

»In einem alten Weinkeller?« Ich hebe die Schultern. »Mein Mann hatte schon ein paar Flaschen dort gelagert, aber glauben Sie mir, ich wäre sicher nicht hinuntergestiegen, um sie vor Räubern zu verteidigen.«

»Waren Sie davor denn nie dort?«

»Doch.« Ich überlege, wie oft das der Fall gewesen sein könnte. »Drei- oder viermal.« Dann hatte ich begriffen, wie labil das Gewölbe schon war. »Aber eigentlich wusste ich, dass es dort unten gefährlich ist. Wir haben deshalb provisorische Schwerlaststützen anbringen lassen. Vielleicht ...« Ich seufze. »Es könnte sein, dass ich überprüfen wollte, ob das wie vereinbart erledigt worden ist.«

Das ist tatsächlich eine Möglichkeit, ich bin mir fast sicher, dass ich diese Stützen gesehen habe, im Licht der insektenverklebten, alten Wandleuchte. Rote Metallstangen, schwarze Trägerplatten.

Ob das direkt vor dem Unfall war oder schon früher, im Lauf des Tages – keine Ahnung.

Die Polizistinnen scheinen mit meiner Erklärung zufriedener zu sein, als ich es bin. »Das war es schon.«

Die Ältere steht auf. »Gute Besserung, Frau Decker.«

Ich nicke, und kaum dass ich wieder alleine bin, schließe ich die Augen. Stelle mir die roten Stützen möglichst im Detail vor, in der Hoffnung, dass sie magnetartig weitere Erinnerungen anziehen, doch das passiert nicht.

Zusätzlich bringt mich der Verbandwechsel, der kurz vor dem Mittagessen stattfindet, für die nächsten Stunden aus dem Gleichgewicht. Ein in mehrere Schichten Mull gewickelter Stumpf ist etwas ganz anderes als ein nackter.

Es sieht brutal aus. Ich presse die Lider aufeinander, drehe den Kopf zur Seite. Verfluche den verdammten Keller, meine eigene Dummheit und wünsche mir, ich könnte wenigstens jemand anderen für mein Schicksal verantwortlich machen.

Aber ich habe gewusst, dass die Decke nicht sicher war. Ich hatte vorhin, während mein Stumpf neu verbunden wurde, auch etwas wie eine vage Idee, den Grund betreffend, aus dem ich wider besseres Wissen nach unten gestiegen bin. Hoffe aber, dass ich mich irre.

Früher oder später werde ich es wohl herausfinden.

Romy platzt um Punkt dreizehn Uhr ins Zimmer. Bleibt mitten im Raum stehen, sichtlich um Fassung bemüht, bevor sie ihr übliches strahlendes Lächeln aufsetzt.

»Vio, du Huhn! Was hast du bloß angestellt?« Sie setzt sich an die Bettkante und stellt eine große lilafarbene Tragetasche neben sich ab. Sieht, dass ich den Mund öffne, und schneidet mir schon das Wort ab, bevor ich noch etwas habe sagen können.

»Fang jetzt ja nicht zu protestieren an. Denkst du wirklich, ich komme dich nicht besuchen, bloß weil Adam es mir verbieten will?« Ihre Wimperntusche ist verschmiert, ihre Unterlippe zittert. »Das kann er vergessen.«

»Ich habe ihn darum gebeten«, sage ich leise, bin aber insgeheim bereits froh, dass Romy sich nicht hat beirren lassen. Keine Ahnung, wie sie das anstellt, aber ihre Gegenwart macht alles ein Stück besser. Mädelsabende sowieso, aber auch beschissene Situationen wie diese.

»Du hast ihn darum gebeten?« Sie schüttelt unwillig den Kopf. »Denkst du, mich schreckt dein fehlendes Bein? Dass ich es irgendwie abstoßend finden könnte oder so?« Sie beugt sich zu mir, drückt mir einen Kuss auf die Stirn. Fast mütterlich. »Ich halte überhaupt nichts von Leuten, die sich verdrücken, sobald es schwierig wird, und sich trotzdem Freunde schimpfen.« Sie blickt sich im Zimmer um, als wollte sie es neu einrichten. »Was kann ich tun, Vio? Wie kann ich dir helfen?«

Gar nicht ist eine Antwort, die sie nicht akzeptieren würde. »Du könntest für uns beide Kaffee organisieren«, sage ich also und sehe, wie ihr Gesicht aufleuchtet.

»Wird sofort erledigt. Und ich weiß auch schon, wo ich Kuchen herkriege.« Sie stürmt aus dem Zimmer; zurück bleibt der Duft von Burberry Goddess, den sie immer ein wenig zu großzügig aufsprüht.

Adam, zeigt mir mein Handy, befindet sich gerade in der Capistrangasse, ein paar Meter vor dem Café Kafka. Wäre interessant zu wissen, was ihn dort hinführt.

Ich beiße mir auf die Unterlippe. Noch vor vier Tagen hätte ich mich das nicht gefragt. Wäre meinen eigenen Aufgaben, Plänen und Zielen nachgegangen, statt jeden Schritt und Tritt meines Mannes zu verfolgen. Nicht, weil mein Vertrauen in ihn so unerschütterlich gewesen wäre. Adam flirtet gerne, das war schon immer so. Es hat Flirts gegeben, von denen ich wusste, und sicher andere, von denen ich nie etwas mitbekommen habe, aber damit komme ich klar. Dass es so sein würde, habe ich schon bei unserem Kennenlernen geahnt, er steht eben ein Stück weit in der Öffentlichkeit.

Aber jetzt fühlt sich das plötzlich viel bedrohlicher an.

Nein, sage ich mir. Adam ist beruflich unterwegs, natürlich ist er das um diese Tageszeit – außerdem hat sein Anwalt die Kanzlei nur eine Straße weiter. Vielleicht will er ihn fragen, ob ich Anspruch auf Schmerzensgeld habe. Oder er hat einen Termin in seiner Hausbank.

Mitten in meine Überlegungen hinein platzt Romy wieder ins Zimmer, und ich lasse das Handy unter der Decke verschwinden.

»Echter Cappuccino«, ruft sie triumphierend. »Nicht dieses dünne Gebräu, das sie euch Patienten zumuten!« Sie stellt einen der Becher auf dem Nachtkästchen ab und legt ein Stück Zitronenkuchen auf eine Serviette daneben. »War Marit auch schon hier?«

Ich denke an die spärlichen Herzchen auf WhatsApp. »Nein.«

»Ah. Na, wenigstens eine von uns hält sich an Adams Anweisungen.«

»Ich glaube, daran liegt es nicht.« Ich nippe an meinem Kaffee. »Könnte sein, dass sie sauer auf mich ist. Sie hat mir letztes geschrieben, dass sie dringend mit mir reden möchte, und ich habe ihr nicht geantwortet.«

Romy schiebt sich mit ihren vielfach beringten Fingern eine Haarsträhne hinters Ohr. »Sieht ihr gar nicht ähnlich. Weißt du, worum es da gegangen wäre?«

»Nein. Keine Ahnung. Aber ... vielleicht Geldprobleme? Vor einem Jahr habe ich ihr mal unter die Arme gegriffen, ich schätze, sie will nicht noch einmal fragen. Wahrscheinlich nicht einmal darüber reden. Nachdem wir ja erst kürzlich das Haus gekauft haben und ich ...« Ich beende den Satz nicht, deute nur auf das, was fehlt. »Hat sie dir gegenüber etwas erwähnt?«

Romy legt die Stirn in Falten. »Nein«, sagt sie nach kurzem Nachdenken. »Aber es stimmt schon, sie hat sich ein wenig zurückgezogen. Wohl wirklich Probleme mit dem Laden, nachdem Linus ausgestiegen ist.« Sie rührt ihren Kaffee um. »An ihrer Stelle hätte ich noch ein halbes Jahr abgewartet, bevor ich mich trenne. Clever war das nicht.«

»Sie kann mich ruhig fragen. Sag ihr das, wenn du sie siehst.«
Tatsache ist, ich habe Ersparnisse, einen sehr großzügigen Notgroschen, dank dem ich auch Adam bei einem überraschenden Engpass aus der Patsche helfen konnte. Wie man das in einer Ehe eben tut. Ich könnte Marit ebenso unter die Arme greifen wie ihm. Bei Adam hat es nur diese eine Finanzspritze gebraucht, jetzt läuft das Meinungsforschungsinstitut besser denn je. Er will mir das Geld zwar zurückzahlen, aber darauf lege ich gar keinen großen Wert. Lieber wäre mir, er behält es, und ich werde Partnerin, denn wahrscheinlich ist der Markt für einbeinige Innenarchitektinnen und Möchtegern-Malerinnen nicht allzu groß.

»Wenn ich es genauer bedenke«, erklärt Romy nach ein paar Sekunden kauend, »hat es vielleicht doch nichts mit ihrem Geschäft zu tun. Erstens wissen wir gar nicht, ob es in Schwierigkeiten ist, Marit ist ja verschlossen, wenn es um ihre Probleme geht. Meldet sich erst, wenn schon alles in Vollbrand steht. Zweitens wäre Geld nie ein Grund für sie, dir in deiner Situation nicht beizustehen.«

»Stimmt.« Ich verlagere den Rest meines linken Beins ein wenig und unterdrücke ein Wimmern. »Aber was könnte es dann sein?«

Romy klopft sich leicht mit dem Kaffeelöffel gegen die Unterlippe. »Vielleicht Angst, in der Situation falsch zu reagieren. Etwas Unpassendes zu sagen. Oder in Tränen auszubrechen, du weißt ja, wie schnell das bei ihr passiert.«

Da ist was dran. Gut möglich, dass am Ende ich es sein müsste, die sie tröstet, nicht umgekehrt. Ebenso gut möglich, dass sie das ahnt und es mir ersparen will.

Aber das erklärt nicht, warum sie sich hinter Emojis versteckt.

»Weißt du was?«, unterbricht Romy meine Gedanken. »Ich werde sie heute anrufen. Ich kläre das, okay? Du wirst sehen, sie will dich nur nicht überfordern.«

Als Dr. Kostka eine halbe Stunde später hereinkommt, ist Romy gerade dabei, mir Buch- und Streamingtipps zu geben, damit mir die Zeit im Krankenhaus nicht zu langweilig wird. »Adam soll dir

ein Tablet vorbeibringen, und ich gehe gleich in die Buchhandlung und kaufe dir meine drei Lesehighlights des letzten Jahres.« Sie steht auf, greift nach ihrer Tasche und geht zur Tür. »Übermorgen bin ich wieder da, okay? Und wenn du etwas brauchst ...«

»... dann melde ich mich«, vervollständige ich ihren Satz.

Erst als sie draußen ist, merke ich, wie sehr der Besuch mich angestrengt hat. Wie gerne ich jetzt schlafen würde.

Aber Kostka möchte das weitere Schmerzmanagement mit mir besprechen. »Wir würden morgen damit beginnen, die Medikamente schrittweise zu reduzieren. So gut, wie die Wunde heilt, sollte das kein Problem darstellen, aber Sie können jederzeit Bescheid geben, falls Sie feststellen, dass es noch zu früh war. Das Gabapentin gegen die Nervenschmerzen belassen wir in der gleichen Dosierung. Das wird Sie auch nach der Entlassung noch eine Zeit lang begleiten.«

»Okay.« Ich schließe die Augen, während sie meinen Blutdruck misst. »Darf eigentlich«, höre ich mich undeutlich murmeln, »jeder beliebige Besucher einfach zu mir ins Zimmer?«

Sie antwortet nicht sofort. »Na ja, wir überprüfen Besucher nicht, falls Sie das meinen. Wenn Sie aber nur bestimmten Personen Zutritt erlauben wollen, können wir das natürlich einrichten.«

Will ich? Nein, das wäre übertrieben. »Nicht nötig, schon okay«, bringe ich noch heraus, bevor die Müdigkeit mich in eine warme, dunkle Tiefe zieht. Dass Kostka das Zimmer verlässt, höre ich schon nicht mehr.